



Geschichten aus der Ausstellung



Der Wegweiser vor dem Gedächtnisspeicher weist in die Ausstellung, aber darüber hinaus auch über die nächste Berkette zu Regionen auf der Welt, die mit dem Ötztal vernetzt sind. Foto: Ötztaler Museen

Vorwort

Edith Hessenberger
Leiterin der Öztaler Museen

Dass die „große weite Welt“ und „Heimat“ nichts Gegensätzliches sein müssen, wird oft erst auf den zweiten Blick deutlich. Vieles, was wir heute als selbstverständlich erachten, war unseren Vorfahren fremd und wurde sogar abgelehnt. Unsere Welt, unsere Gesellschaft, unsere Sprache und Kultur ist und war stets viel veränderlicher als wir annehmen.

Der „Heimat“ wohnt also immer eine gute Portion „Fremde“ inne, und das muss auch in einem Heimatmuseum sichtbar werden. Die Alteingesessenen sind die Geschwister derer, die in die Fremde gingen, Innovation entstand vielfach durch Austausch und Impulse von „Außen“, und nicht zuletzt lässt sich „Heimat“ überhaupt erst wahrnehmen – ja, definieren – wenn Fremde erfahren wurde.

Genau deshalb gilt es mit dem Heimatbegriff nachdenklich umzugehen: Welche Wünsche und Ideale prägen unsere Vorstellung von Heimat? Werden sie komplexen Zusammenhängen gerecht? Oder müssen wir noch genauer hinschauen? Genau das ist die Aufgabe von Museen und Ausstellungen wie „Ötztal Weltweit“.

Inhalt

2

Einleitung

3

Zum Hintergrund der Ausstellung

4

Inmitten einer vernetzten Welt

19

Weltweite Geschichten

Glaube

Waren

Wissen

33

Vier Zeitzeug:innen im Interview

Kidane Korabza

Mariana Schmidt

Hildegard Falkner

Herta Reindl

39

Die Tirolerin

40

Vortrag zur Ausstellungseröffnung
von Dr. Eric Burton:
Das Globale im Regionalen

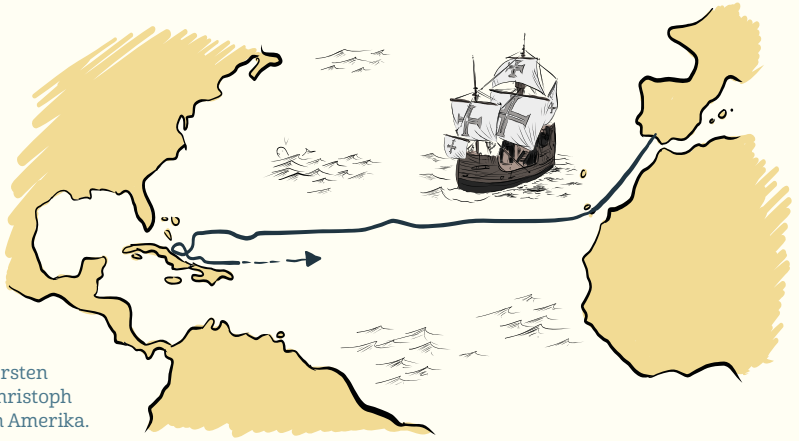
45

Impressionen

46

Fragen zum Weiterdenken
und Mitgestalten

Einleitung



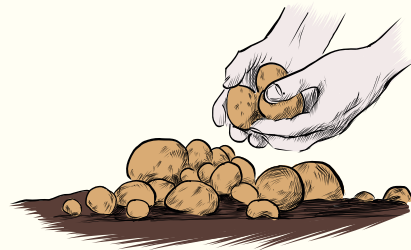
Die Route der ersten Seereise von Christoph Kolumbus nach Amerika.

Das Haus, in dem sich die Ausstellungsräume befinden, ist über 500 Jahre alt und eines der ersten Gebäude, das im Weiler Lehn gebaut wurde. Untersuchungen belegen einen Baubeginn um 1470. Etwa zur selben Zeit begannen europäische Seefahrer auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien mit ihren sogenannten „Entdeckungsfahrten“ über die Ozeane. 1492 betrat Christoph Kolumbus mit seinen Schiffsmannschaften die Karibikinsel Guanahani. Die Geschichtswissenschaft nimmt dieses Ereignis, um den Epochenwechsel vom Mittelalter zur Neuzeit festzumachen.



Europäische Länder weiteten ihre Herrschaft über andere Erdteile aus. Gebiete wurden gewaltsam kolonisiert und es kam zu erzwungener Migration, Versklavung und Tötung der indigenen Bevölkerung. Europäische Krankheiten wurden eingeschleppt und Kulturen und Sprachen von den Neuankömmlingen verdrängt. Auch Pflanzen, Tiere und Produkte wurden ausgetauscht: so kam die erste Kartoffel aus Südamerika ins Ötztal. Diese Zeit wird heute als Kolonialismus bezeichnet.

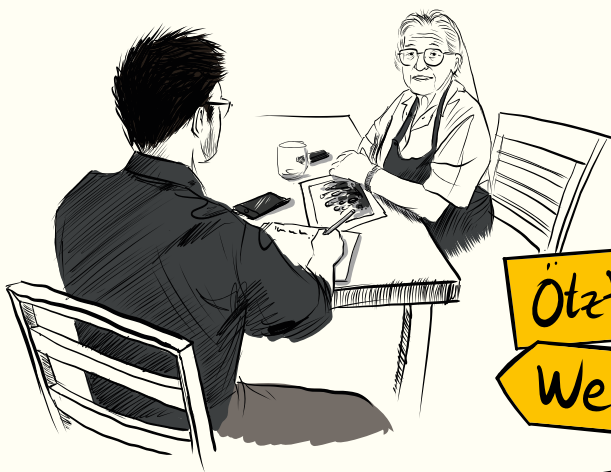
Die globale Vernetzung, die unsere Welt heute prägt, nahm etwa zeitgleich mit der Grundsteinlegung für dieses Haus ihren Anfang. Die Ausstellung möchte den Blick dafür öffnen, wo Weltgeschichte in unserem eigenen Leben vorkommt.



Zum Hintergrund der Ausstellung

Diese Ausstellung ist in Kooperation der Öztaler Museen mit dem Welthaus der Diözese Innsbruck entstanden. Wir vom Welthaus machen Bildungsarbeit zu entwicklungspolitischen Themen und bieten tirolweit Workshops an Schulen und anderen Bildungseinrichtungen an. Die Mitarbeit der Öztaler Museen und die Förderung durch das Land Tirol und der Dreikönigsaktion der Katholischen Jungschar haben es uns ermöglicht, dieses Projekt regional im Ötztal durchzuführen.

Nicolas Bleck vom Welthaus hat 20 Menschen aus der Region zu ihren Erinnerungen befragt: welche Ereignisse oder auch Waren haben ihnen ein Fenster in die weite Welt geöffnet? Die jüngste Zeitzeugin ist 32 Jahre alt – die älteste hat ein stolzes Alter von 101 Jahren. Die so dokumentierten Erinnerungen gehen bis in die 1930er Jahre zurück. Außerdem konnten wir mit Quellen zu einem Öztaler Missionar arbeiten, der von 1868–1909 gelebt hat und so noch ein Stück weiter in die Zeit zurückschauen.



Der Kurator der Ausstellung, Nicolas Bleck, im Gespräch mit Sr. Hildegard Falkner, einer der Zeitzeug:innen, auf deren Erinnerungen, die Ausstellung basiert.



Hier stellt sich das Welthaus Innsbruck in einem Videoclip vor:



Die Reise des Wegweisers:

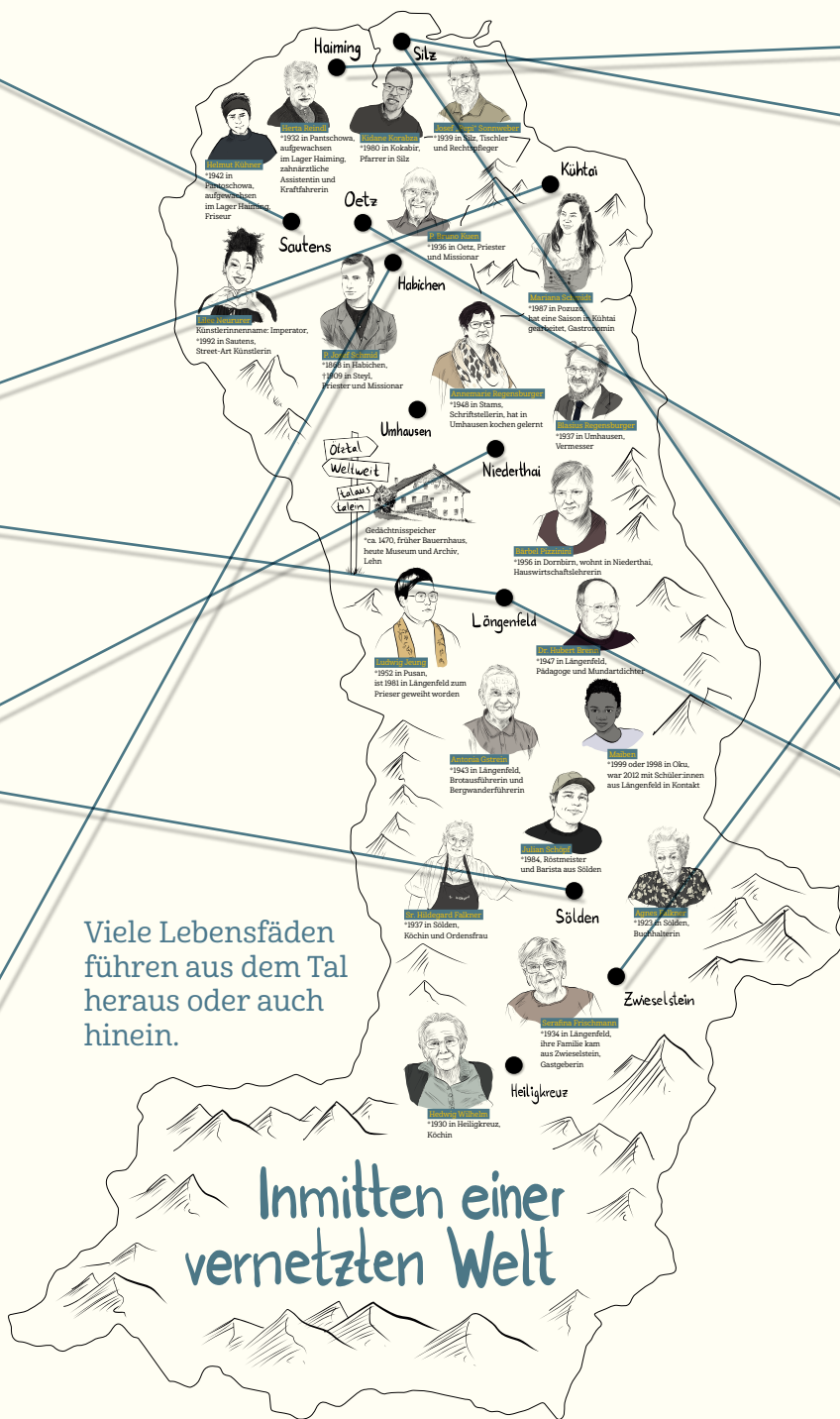
Auch der Wegweiser bringt etwas „weite Welt“ ins Ötztal. Angefertigt wurde er in Südtirol und ist dann mit öffentlichen Verkehrsmitteln über den Brennerpass nach Innsbruck und weiter ins Ötztal gereist.

Fotos: Nicolas Bleck, Ines Graus



Inmitten einer vernetzten Welt





Lilee Neururer

Künstlerinnenname: Emperor,
***1992 in Sautens, Street-Art Künstlerin**

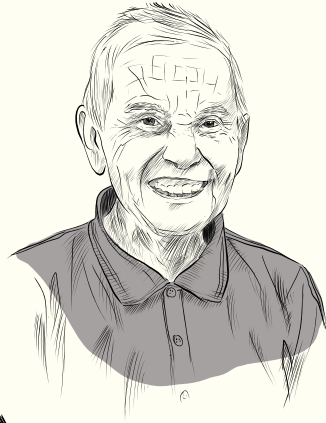
Lilee Emperor arbeitet derzeit als Street-Art Künstlerin und Designerin in Bordeaux. Ihre „murals“, großflächig bemalte und besprayte Wände im öffentlichen Raum, finden sich in Frankreich, Deutschland und Tirol. In ihrer Bilderreihe „Tirolerin“ möchte sie u.a. stereotypische Denkweisen zum Thema Herkunft und Kultur aufbrechen. Ein Bild aus der Reihe ist in dieser Ausstellung zu sehen.



Zu ihrem Künstlerinnennamen „Emperor“ sagt Lilee: „Das ist ein sehr männlich besetzter Name für einen mächtigen Herrscher. Ich mag den Namen, weil meine Persönlichkeit eigentlich total das Gegenteil von dem ist, was man sich typischerweise unter einem Emperor vorstellt. Aber auch ich habe Macht als Künstlerin. Meine Message ist: du musst nicht brutal sein und andere unterdrücken, um mächtig zu sein. Ganz im Gegenteil: Zeige Liebe und strahle was aus – das ist das Mächtigste, das du tun kannst.“

Antonia Gstrein

***1943 in Längenfeld, Brotausführerin
und Bergwanderführerin**



Kanada
Provinz Alberta

Unterwegs auf
die Wildspitze.



Antonia Gstrein, in Längenfeld als Bäck-Toni bekannt, hat für die familieneigene Bäckerei jahrzehntelang das Brot an die Haushalte in Längenfeld verteilt. Durch diese Arbeit hatte sie Kontakt zu vielen Familien im Ort. Als leidenschaftliche Bergsteigerin ist sie oft in den heimischen Bergen unterwegs gewesen. Raus aus dem Tal hat es Toni nie getrieben: „*Ich bin eine Öztalerin und bleib' eine Öztalerin. Mich interessiert die weite Welt nicht. Ich fahre auch nicht auf Urlaub. Mich interessiert Jesolo nicht und Amsterdam nicht, mich interessiert das alles nicht. Ich bin einseitig. Die Berge und die alpenländische Kost und die einheimischen Leute, das interessiert mich viel mehr.*“

Walter Moser mit einer
seiner Lieblingspflanzen
und Studienobjekt:
dem Gletscherhahnenfuß.

In der eigenen Familie hat Toni aber Verwandte, die in die weite Welt gegangen sind. Zum Beispiel Tonis Onkel, Walter Moser (1930–2022). Er ist mit seiner Familie nach Kanada ausgewandert und hat als Biologe und Botaniker vor allem in den Rocky Mountains gearbeitet.



Agnes Falkner

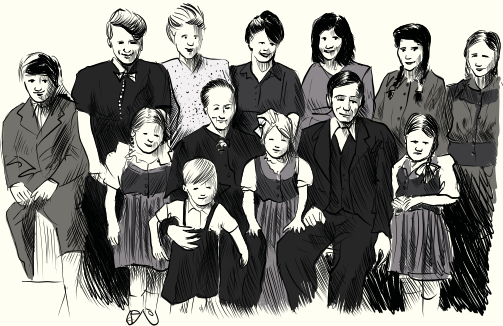
*1923 in Sölden,
Buchhalterin



Die Schwestern Agnes und Hildegard Falkner sind in Sölden aufgewachsen. Agnes ist die älteste der 11 Geschwister, Hildegard die viertjüngste. Agnes ist Zeit ihres Lebens im Tal wohnhaft geblieben und Hildegard hat als „Franziskaner Missionsschwester“ von 1962 bis 1982 in Kolumbien gelebt. Beide verbindet, dass sie ledig und äußerst reiselustig sind.

Agnes erzählt: „*Ich habe ja nicht geheiratet und dann war ich ein freier Mensch. Ich habe die Welt bereist von Wien bis Peking.*“ Auch im Tal selbst haben sie Einflüsse von außen gesehen. Bereits in der Zwischenkriegszeit hatte die Familie Falkner Gäste im Haus, anfangs vor allem aus England. „*Die Engländer waren damals in Europa die reichsten Leute. Durch die Kolonien*“, erklärt Agnes.

Agnes



Hildegard

Sr. Hildegard Falkner

*1937 in Sölden,
Köchin und Ordensfrau



Hildegard mag Fremdsprachen und ihr erstes Fremdwort hat sie von den amerikanischen Besatzungssoldaten gelernt: „*Das war Chewing Gum.*“ *Kaugummi war die Sensation nach dem Krieg. Den hat man noch nicht gekannt hier bei uns.*



In Kolumbien hat Sr. Hildegard vorwiegend als Köchin mit ihren kolumbianischen Kolleg:innen in Häusern der Missionsschwestern in Cartagena und Bogotá gearbeitet. Inzwischen kommen auch Missionsschwestern aus Kolumbien nach Europa. Auch die Oberin im Mutterhaus in Vorarlberg ist eine Kolumbianerin. Das Kochen ist für Sr. Hildegard nach wie vor Berufung: Im Internat Marianum in Bregenz ist sie inzwischen seit über 30 Jahren Küchenchefin und organisiert noch heute mit ihrem Team tagtäglich Essen für über 100 Personen.

Bärbel Pizzinini

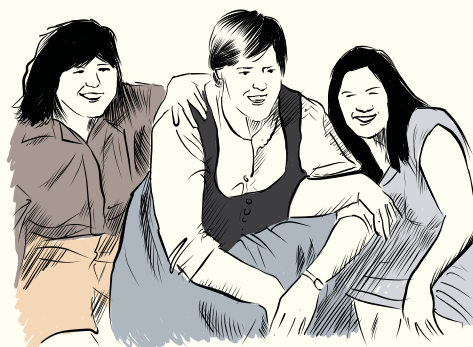
***1956 in Dornbirn,
Hauswirtschaftslehrerin**



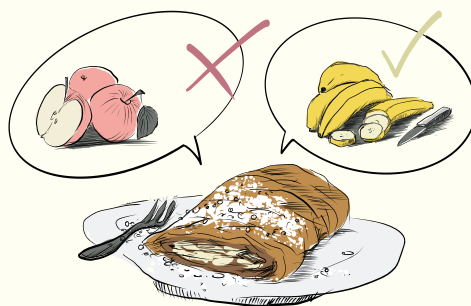
Bärbel Pizzinini wuchs in Vorarlberg auf und lebt mit ihrer Familie in Niederthai. Über den Österreichischen Entwicklungsdienst war Bärbel als ausgebildete Hauswirtschaftslehrerin von 1984 bis 1987 an der Schule „Granja Hogar“ (dt.: „Der Bauernhof als Zuhause“) im bolivianischen Tiefland tätig.

Der Ort San Ignacio de Velasco, wo sich die Schule heute noch befindet, war 1748 von europäischen Jesuiten gegründet worden. Die Gegend wurde davor schon von der indigenen Bevölkerung der Ayoreo bewohnt. Auch österreichische Missionar:innen kamen in die Gegend. Diese Missionsgeschichte war auch in den 1980er Jahren noch sichtbar, erinnert sich Bärbel: *„In San Ignacio wäre ich ohne Spanisch durchgekommen, so viele österreichische Missionare gab es in dem Ort.“*

In Bolivien hat Bärbel eine andere Wirtschaftsweise kennen gelernt: *„Was die Menschen nicht gehabt haben, war Geld. Aber man konnte ja Lebensmittel eintauschen. Das Schulgeld hat man über Lebensmittel bezahlt. Die Schule hat gerösteten Kaffee bekommen, oder Bananen. Die ganze Gegend war nicht arm in dem Sinn. Sie hatten nicht alles. Wir haben halt aus Bananen den Apfelstrudel gemacht. Why not?“*



Bärbel mit Freundinnen in Bolivien



Strudel a la boliviana:
mit Bananen statt Äpfeln.

Mariana Schmidt

***1987 in Pozuzo,
Gastronomin**

Die Vorfahr:innen von Mariana Schmidt, die in Pozuzo lebt, kamen aus Silz, dem Rheinland und dem Andenhochland. Mitte des 19. Jahrhunderts warb die peruanische Regierung bevorzugt Europäer:innen an, die in Gebieten jenseits der Anden bis hinunter zum Amazonas-Becken angesiedelt wurden. Ein Ziel dieser Kolonisierung war es, die Schifffahrt über den Amazonas zum Atlantik aufzubauen, um den Handel mit Europa zu vereinfachen. Etwa 600 Menschen folgten 1857 und 1868 dem Aufruf der peruanischen Regierung. Sie wanderten aus Tirol und dem Rheinland aus, in der Hoffnung, der Armut zu entkommen. Unter diesen befanden sich auch Vorfahr:innen von Mariana Schmidt. Manche Tiroler Bräuche und ein Tiroler Dialekt haben sich bei den Nachfahr:innen bis heute erhalten.

Mariana Schmidt ist es ein Anliegen, das Erbe ihrer Ahn:innen zu bewahren, das auch eine wirtschaftliche Bedeutung für Pozuzo hat. *„Es kommen viele Menschen aus ganz Peru hierher, weil Pozuzo anders ist. Wir wollen, dass die Touristen nicht nur kommen, um Fotos zu machen, sondern auch ein bisschen von uns lernen können. Über unsere Geschichte, über unsere Kultur.“*



Pozuzo ist eine Partnergemeinde von Silz und Haiming.



Die Seeroute, über die die erste Auswanderungsgruppe 1857 mit dem Frachtsegler „Norton“ von Antwerpen aus nach Peru gekommen ist.

Pater Josef Schmid

***1868 in Habichen, †1909 in Steyl,
Priester und Missionar**

P. Josef Schmid wurde 1868 in Habichen geboren. Aus einem historischen Dokument von 1906, das sich in dem Turmknauf der Kapelle zu Habichen – einer Art Zeitkapsel – befand, erfahren wir von seiner autodidaktischen Begabung: *„Der älteste Müllersohn Josef Schmid ist ein außerordentlich begabter Mensch. Er hat ganz ohne Lehre die schöne Lourdes Statue in der Lourdes Grotte in Habichen geschnitzt.“*



Josef war ein begeisterter Fotograf und hat Fotos von Brasilien nach Tirol geschickt.

Nachdem Josef in Brixen studiert hatte und 1891 zum Priester geweiht worden war, trat er 1897 bei den „Steyler Missionaren“ ein. Ein Jahr später wurde er nach Brasilien entsandt, wo er 11 Jahre wirkte. Josef war ein fleißiger Briefeschreiber. In einem Brief vom 19. Dezember 1898 schreibt er an seinen Vater Franz Schmid: *„Ich denke so oft an Euch drüben, wie ihr jetzt mitten im Schnee im Winter staket, auch meine nächtlichen Heimwege durch Schnee und Wind in Kaisers kommen mir so oft in den Sinn, während hier nur die Sonne beinahe senkrecht über uns steht. Überhaupt kommt es mir eigentlich nicht so recht zur Besinnung, dass 45 Tage Meerfahrt zwischen uns liegt. Es geht mir gut, ich bin gesund und habe guten Appetit.“*

Pater Bruno Kuen

***1936 in Oetz, Priester
und Missionar**



P. Bruno Kuen erinnert sich noch genau an den Moment, ab dem er Missionar werden wollte. Damals war er Schüler am bischöflichen Gymnasium Paulinum in Schwaz:

„Ein Norddeutscher Herz-Jesu-Missionar hat uns einmal besucht. Der hat dann in einer äußerst lebendigen Art von der Mission in Papua Neu-Guinea gesprochen. Und da war ich so betroffen, dass ich von da an entschieden hatte, ich werde also nicht hier bei der Diözese als Priester arbeiten, sondern ich wollte Missionar werden.“

Von 1964 bis 2019 wirkte Bruno als „Herz-Jesu Missionar“ in verschiedenen afrikanischen Ländern, darunter die Demokratische Republik Kongo, Kamerun und Südafrika.

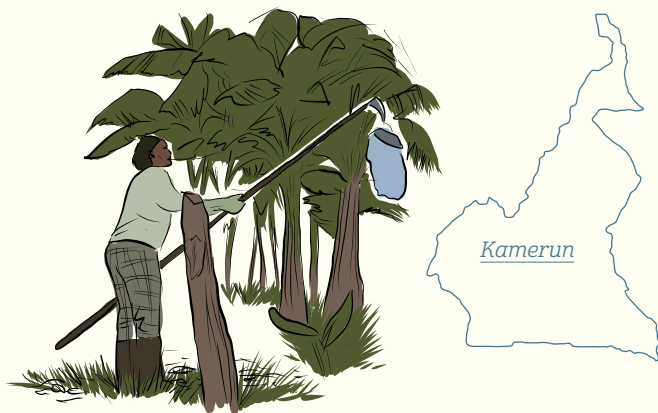
In Südafrika war er in Kontakt mit seiner Schwester Claudia Kuen, die als „Missionarin Christi“ zwischen 1967 und 2016 ebenfalls in Afrika gelebt hat. „So haben wir die Familienbande erneuern und weiter pflegen können“, erzählt er. Zu Brunos Aufgaben gehörten die Betreuung von Schulen und die Ausbildung und Begleitung von einheimischen Priestern und Ordensleuten. Da er oft seinen Wohnort wechselte, bezeichnet er sich selbst auch als „Reisemissionar“.



Der „Reisemissionar“ P. Bruno Kuen hat auch große Strecken auf Flüssen zurückgelegt. Hier ist er mit seinen Begleiter:innen auf dem Tshuapa-Fluss in der Diözese Bokungu-Ikela zu sehen, am Beginn einer mehrtägigen Fahrt in Richtung Provinzhauptstadt Mbandaka.

Serafina Frischmann

*1934 in Längenfeld,
Gastgeberin



Die Arbeit auf den Plantagen
ist körperliche Schwerstarbeit.

Auch auswärtige Waren haben im Ötztal ein Fenster in die weite Welt geöffnet. Serafina Frischmann erinnert sich an das Auftauchen der Bananen: „Vor allem nach dem Krieg sind die ersten Bananen da gewesen. Die Amerikaner, die Soldaten, haben sogar schon welche dabei gehabt. Ich habe aber nicht einmal gewusst, was ich mit einer Banane tun sollte. Banane ist ein Fremdwort gewesen.“

Die ersten Bananen kamen 1852 nach Österreich. Importiert wurden sie vor allem über Deutschland, da Deutschland über Plantagen in der Kolonie Kamerun Zugang zu Bananen hatte. Für die Einwohner:innen von Kamerun hieß die Etablierung der Plantagenwirtschaft: Enteignung, Vertreibung, Entzug der Lebensgrundlage und nur schlechte Löhne für die Arbeit auf den Plantagen.

Für Kamerun ist die Bananenproduktion noch heute ein wichtiger Wirtschaftszweig. Profiteure sind aber vor allem nationale Eliten und Konzerne aus Europa und den USA.



Die kamerunische
Gewerkschafterin
Veollette Choumkeu.

Die Arbeitenden auf den Plantagen selbst bekommen meist nur Hungerlöhne. Es gibt viele Initiativen, die diese Zustände ändern wollen. Die kamerunische Gewerkschafterin Veollette Choumkeu engagiert sich in einem Trainingsprogramm für Frauen in der Bananenproduktion. Sie möchte Arbeiterinnen über ihre Rechte informieren.

Kidane Korabza

*1980 in Kokabir,
Pfarrer in Silz



Kidane Korabza ist in dem Dorf Kokabir, 180 km südlich von Äthiopiens Hauptstadt Addis Abeba, aufgewachsen. Seit 2005 lebt er in Tirol, wo er Theologie studiert hat und zum Priester geweiht wurde. Der Pfarrer in seiner Heimatgemeinde in Äthiopien war ein Kapuzinerpater aus Italien, der oft italienische Kekse an die Kinder verteilte. „Das war die erste Berührung mit der Außenwelt, mit Leuten aus dem Ausland“, erzählt Kidane.

Aber heute gebe es viel mehr Einflüsse von außen: „In jedem Eck, in jedem Dorf, hast du ein Handy. Die Welt ist vernetzt durch Medien, durch soziale Medien. Zum Beispiel, wie 2019 die Notre-Dame gebrannt hat, die erste Nachricht davon habe ich von jemandem aus Äthiopien bekommen. Da habe ich schon in Tirol gelebt.“



Josef „Pepi“ Sonnweber

*1939 in Silz,
Tischler und Rechtspfleger



Josef Sonnweber, genannt Pepi, lernte als Jugendlicher den Längenfelder St. Josefs-Missionar Pater Alfons Schöpf kennen. Josef wollte deswegen auch Missionar werden, ging aber dann als weltlicher Entwicklungshelfer ins Ausland.

Im Kongo unterrichtete er auf der Missionsstation Ikela von 1969 bis 1972 das Tischlerhandwerk. „Mein Spitzname war schon sehr bald Monsieur Salongo“, erklärt Pepi. „Die Lehrlinge sangen immer bei der Arbeit und ich habe das übernommen. Ein Mann beginnt mit salongo, worauf die anderen mit tolingi masala antworten. Salongo bedeutet so viel wie pack ma's' und die Antwort der Sänger meint gemeinsam geh'n wir's an. Ich selbst habe im Kongo viel mehr gelernt als ich weitergeben konnte und kann auch heute nur jedem jungen Menschen empfehlen eine Zeit im Ausland zu verbringen“, resümiert Pepi seine Zeit im Kongo.



Pepi bei der Arbeit.

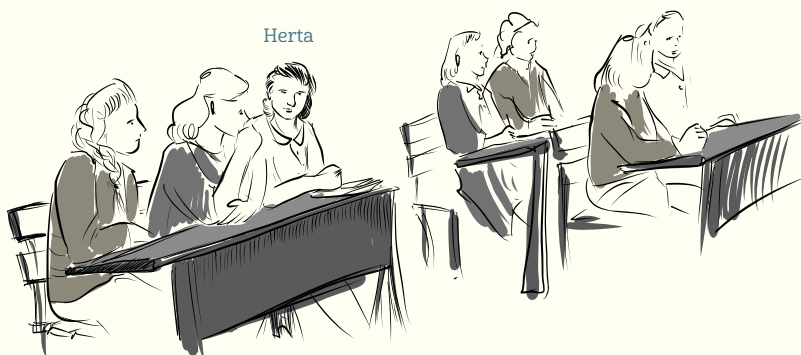
Herta Reindl

***1932 in Pantschowa,
zahnärztliche Assistentin
und Kraftfahrerin**



Herta Reindl ist in Pantschowa, heute Pančevo (Serbien), aufgewachsen. Die Stadt befindet sich im Banat, einer Region, die damals im Königreich Jugoslawien lag. Ihre Bewohner:innen wurden Donauschwaben genannt, da deren Vorfahr:innen aus der Gegend um Ulm stammten. 1944 ist Herta, damals 12 Jahre alt, mit ihrer Familie vor der Roten Armee geflohen. Nach mehreren Zwischenaufhalten ist sie ins Lager Haiming gekommen, das sich unter der französischen Militärverwaltung zu einem richtigen Dorf mit Kindergarten, Schule, Sportvereinen, Kirchen, Theater und Chor entwickelte. Herta lebte dort von 1946 bis 1957.

Der Kontakt mit der Bevölkerung außerhalb des Lagers war am Anfang nicht leicht und die Lagerbewohner:innen wurden mitunter abwertend als „Lagerer“ bezeichnet. Herta erzählt von ihrer Schulzeit in Imst: *„Wir waren immer in der letzten Bank. Man hat immer so ein bisschen Distanz gehalten, bis sie gemerkt haben, man kann arm sein, man kann Hunger haben, aber man kann trotzdem Charakter haben. Und so hat sich dann auch der Kontakt zu den Tirolerinnen ergeben, wie sie gesehen haben, mit denen kann man ja ganz gut umgehen.“*



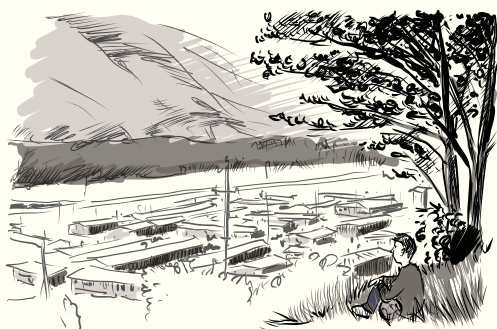
Helmut Kühner

*1942 in Pantoschowa,
Friseur



Serbien mit
der historischen
Region Banat

Helmut Kühner ist wie Herta in Pantschowa auf die Welt gekommen, kennt die Geschichten von der Flucht aber nur über Erzählungen seiner Mutter. Während Herta die Schule bei der Integration half, war es bei Helmut der Sport. Die erste Fußballmannschaft im Lager war die legendäre „Weiße Elf“, deren Dressen aus weißen Unterhemden und weißen Hosen bestanden. Helmut mischte ab Mitte der 1950er Jahre als Torhüter des SV Haiming-Ötztal, der Nachfolgemannschaft der „Weißen Elf“, bei den Spielen mit.

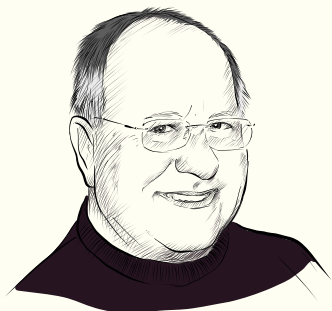


Blick auf das Lager Haiming, das sich an der Bundesstraße zwischen Haiming und Ötztal Bahnhof befand.

Er erzählt vom Einzug der Mannschaft zum Sportplatz: „Wir sind vom Lager rüber über die Bundesstraße zum Sportplatz gegangen. Im Lager hat man die Schuhe angezogen, man hat die Stutzen angehabt und die Leute sind stolz. Das war jedes Mal ein Auftritt, wenn der Fußballverein da ein Spiel gehabt hat. Das halbe Lager ist da hinten nachgelaufen. Die Kinder sowieso. Und die Ötztaler sind alle zu uns rausgekommen schauen. Da hast du das Gefühl gehabt, du bist wer. Klingt blöd, aber es ist so. Das ist zelebriert worden.“

Dr. Hubert Brenn

*1947 in Längenfeld,
Pädagoge und Mundartdichter



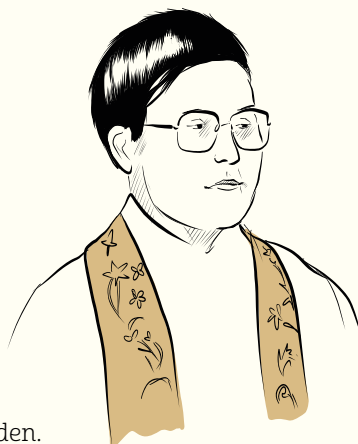
Ludwig Jeung

*1952 in Pusan, ist 1981
in Längenfeld zum
Priester geweiht worden



1981 hat in Längenfeld die erste und bisher
einzige Priesterweihe im Ötztal stattgefunden.
Es war die Weihe von Ludwig Jeung, einem
Theologiestudenten aus Pusan in Südkorea.
Ludwig war schon vor seiner Weihe öfter
in Längenfeld zu Besuch, da eine Gruppe
Längenfelder Frauen ihn bei der Finanzierung
seines Studiums unterstützte.

Hubert Brenn war mit Ludwig befreundet
und maßgeblich an der Organisation der
Weihe beteiligt. Er erinnert sich: „Es war
fast wie eine Heiligsprechung. Die ganze
Pfarrgemeinde beteiligte sich daran.
Ich habe Ludwig und den koreanischen
Heimat-Bischof mit dem Auto des Längen-
felder Bürgermeisters aus Innsbruck
abgeholt. Unten beim Rötelstein, wo man um
die Kurve fährt und Längenfeld vor einem
liegt, ist jemand mit einer Fahne gestanden.
Wir haben ausgemacht, dass ich mit dem
Auto Lichthupe gebe. Der Betreffende hat
dann mit seiner Fahne ein Zeichen gegeben.
Und hinter dem Kirchturm in Längenfeld
auf der Höhe oben ist der Böllerstein. Als man
dort das Zeichen mit der Fahne gesehen hat,
wurde zur Begrüßung geböllert.“



Weltweite Geschichten

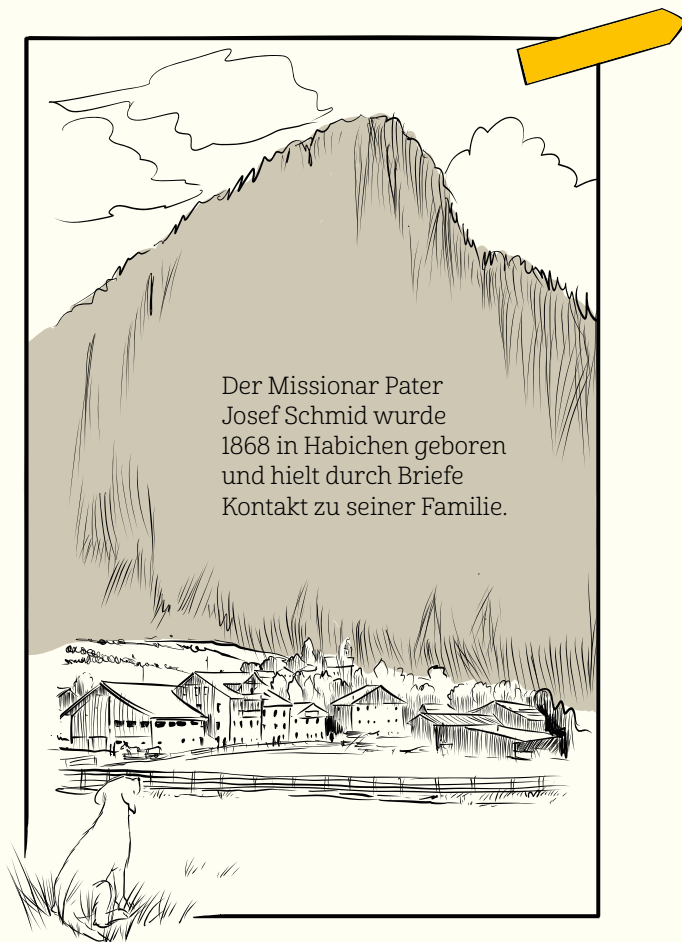


Fotos: Ines und Norbert Graus

Glaube

In dieser Ausstellung werden einige Geschichten von Frauen und Männern erzählt, die wegen ihres Glaubens eine Zeitlang in einem anderen Land gelebt haben. Allein seit Ende des Zweiten Weltkriegs sind 15 katholische Ordensfrauen und Ordensmänner aus dem Ötztal als Missionar:innen in Länder des Globalen Südens gegangen. Inzwischen kommen vermehrt Menschen

aus dem Globalen Süden als Missionar:innen oder Priester nach Tirol und ins Ötztal. Die Missionsgeschichte der katholischen Kirche ist seit der Neuzeit eng verwoben mit der gewaltsamen Kolonisierung durch europäische Staaten. An vielen Orten, wo Missionar:innen aus dem Ötztal tätig waren, sind Projekte der Entwicklungszusammenarbeit entstanden.

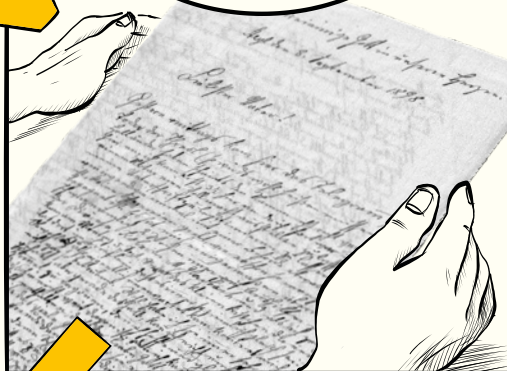


Franz Schmid, Müllermeister von Habichen, wartet auf einen Brief von seinem ältesten Sohn Josef. Der bereitet sich im Missionshaus in Steyl (Holland) auf seinen Missionsdienst vor.

Herr Schmid,
ein Brief
vom Josef!

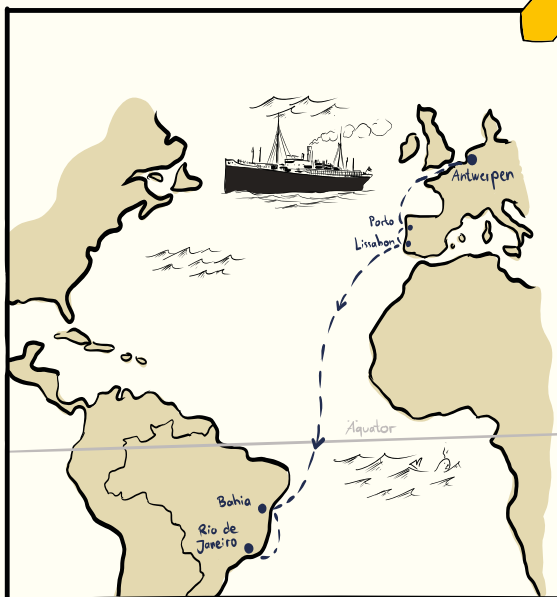


Endlich
Neuigkeiten
vom Seppl!



Steyl, den 8. September 1898

Nächsten Dienstag reisen wir selbst nach Antwerpen in Belgien und Mittwoch mit dem Dampfer Trier ab nach Porto - Lissabon (Portugal) - Bahia - Rio de Janeiro. In Petropolis bei Rio de Janeiro werden wir einige Wochen bleiben bei einem aus unserem Haus, um Portugiesisch zu lernen. Dann weiter nach Curityba, wo wir wahrscheinlich eine Gemeinde bekommen.



Antwerpen, den 14. September 1898

Liebster Vater, gestern abends kamen wir glücklich auf unser Schiff nach Antwerpen. Es ist zwar kein Riesenkoloss wie die neuesten Schiffe, aber doch immerhin 100 Meter lang. Hoffentlich bringt er uns glücklich nach Rio de Janeiro.

„Nix fürchten“ ist mein Grundsatz, nicht einmal die Seekrankheit, solange sie nicht kommt.

Heute abends geht's ab, vielleicht erst morgen früh.



Petropolis, den 11. October 1898

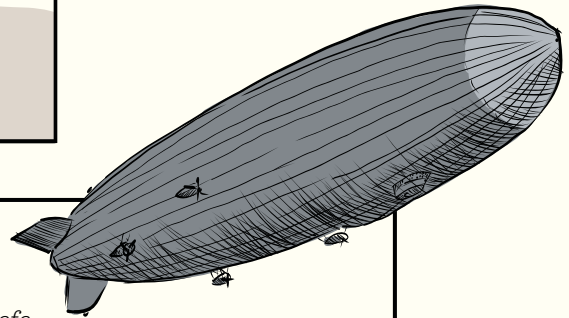
Gestern abends kamen wir endlich glücklich hier an. Hier sind wir in Petropolis, 760 m hochgelegen (ungefähr wie Oetz), eine schöne Stadt, die fast nur aus Villen besteht. Die Gesandten der fremden Staaten halten sich hier auf. Die Wälder und Bäume hier sind sogar ganz hübsch, aber unsere Tannenwälder sind doch viel schöner. Übrigens kann ich mir immer noch nicht vorstellen, dass hier in diesen Wäldern Affen und wilde Thiere und Schlangen hausen.





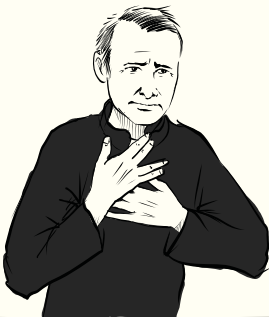
Curityba, den 21. Dezember 1898

Heute mittag gab ich acht, wie die Sonne steht. Ich hielt ein Senkblei bei einer 118 cm langen Schnur und da war der Schatten davon bloß 4 cm lang, man kann also den Kopf weit nach hinten legen, wenn man zur Sonne schauen will.



Juiz de Fóra, 13. Mai 1909

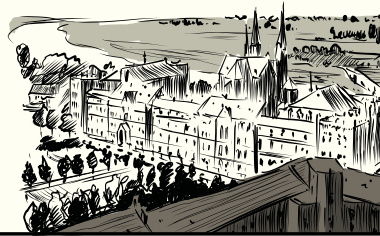
Nun soll endlich wieder einmal ein Briefe von mir hinüberfliegen zu Euch. Schade, dass der Zeppelin noch nicht bis hierher geflogen ist, sonst würde ich den Brief demselben mitgeben. Seit ca. 4 Jahren habe ich starke Atemnot zu leiden, sodass ich, wenn ich ein paar Schritte mache, selbst zu ebener Erde, leicht außer Atem bin. Heuer im Herbst, so Gott will und mir die nötige Gesundheit gibt, werde ich nach Europa zurückreisen, auf einige Monate zur Wahl des neuen Oberen unseres Ordens.



Steyl, den 19.10.1909

Nun sind wir glücklich hier in Steyl angekommen. Hier erfuhr ich, dass Ihr vor einiger Zeit ein Telegramm geschickt hättet, ob ich schon angekommen wäre. Vor der Wahl unseres neuen Oberen ist es nicht möglich, dass ich noch nach Tirol reise.

Mit herzlichen Grüßen an alle im Hause, besonders an Euch liebster Vater verbleibe ich Euer dankschuldiger Sohn Josef.



Am 13. Dezember 1909 stirbt Josef Schmid im Missionshaus in Steyl an einem Lungenbluten, ohne vorher seine Familie im Ötztal besuchen zu können.

Einige der Postkarten, die Josef Schmid aus Brasilien an seinen Vater geschickt hat, finden sich in seinem Nachlass.

Foto: Nicolas Bleck



Waren

Der Austausch von landwirtschaftlichen Waren und Produkten aus der Tier- und Pflanzenwelt war eine der Folgen der europäischen Expansion. Dieses Phänomen wird als „Columbian Exchange“ oder „Kolumbus-Effekt“ bezeichnet. So kam auch die Kartoffel ins Ötztal. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnten vermehrt „Kolonialwaren“ wie Bananen und Bohnenkaffee erworben werden. Globale Lieferketten und koloniale

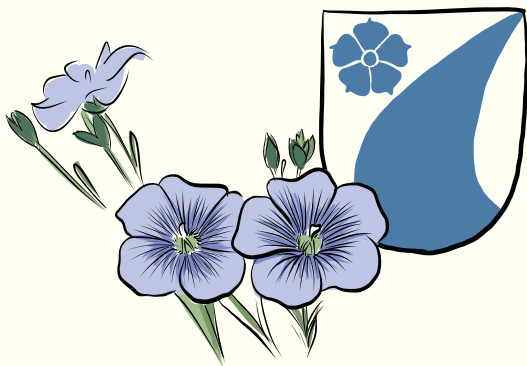
Strukturen wie Sklaverei und Plantagenwirtschaft ermöglichten diesen Warentransfer. Sie sind im 16. Jahrhundert entstanden und wirken bis heute als neokoloniale Strukturen nach. Wie die Waren, die um die Welt geschickt wurden, produziert wurden und welche Auswirkungen das auf die Herkunftsländer und deren Bewohner:innen hat, wird oft ignoriert.

Flachs

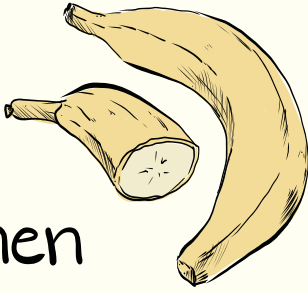
Es sind nicht nur neuartige Waren ins Tal gekommen. Der Flachs, oder der „Hoor“, war eines der wenigen Exportgüter, das die Bevölkerung im Ötztal zum Zuverdienst produzierte und das überregional gehandelt wurde. Vor allem in den Gemeinden Umhausen und Längenfeld war der Flachsabbau von großer Bedeutung. Der gebürtige Umhauser Blasius Regensburger erinnert sich:



1951 hat Oetz ein Gemeindewappen bekommen. Da sind mein Bruder und ich draußen in Oetz gewesen und nachher, wo wir heimgekommen sind, haben wir uns gefragt, wie das Wappen für Umhausen aussehen könnte. Und da haben wir gesagt: ja eigentlich müssten das die Flachsblüte und der Stuibenfahl sein. Und siehe da, 1984 ist das wirklich das Wappen geworden.



Bananen



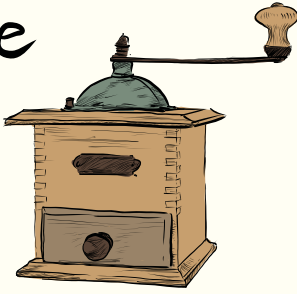
Der internationale Bananenhandel begann bereits am Ende des 14. Jahrhunderts. Heute werden über 1000 verschiedene Sorten in mehr als 80 Ländern der Tropen und Subtropen angebaut. Bananen sind eine der meist gehandelten, konsumierten und gleichzeitig günstigsten Fruchtsorten weltweit. Annemarie Regensburger, die in einem Hotel in Umhausen kochen gelernt hat, erzählt:



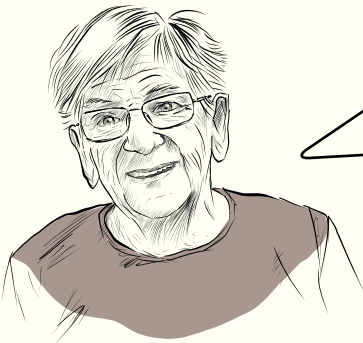
Irgendwann in den 1950er Jahren habe ich meine erste Banane gegessen. Die Bananen haben für uns Kinder so schal geschmeckt, dass wir sie den Schweinen zum Fressen gegeben haben. Wir sind ja anderes Obst gewohnt gewesen: Äpfel, Birnen, Kirschen und Zwetschgen.



Kaffee



Das Ötztal und Kaffee sind keine Gegensätze. Die bedeutendsten Kaffee-Ersatzprodukte waren Gerste, Roggen, Feigen und Zichorie. Vor allem der Feigenkaffee der Innsbrucker Firma „Oberlindober“ war im Ötztal bekannt. Durch die Verbreitung des Bohnenkaffees in der Nachkriegszeit gerieten die anderen Kaffeesorten in Vergessenheit. In der Kindheit von Serafina Frischmann aus Längenfeld war Kaffee kein alltäglicher Genuss:



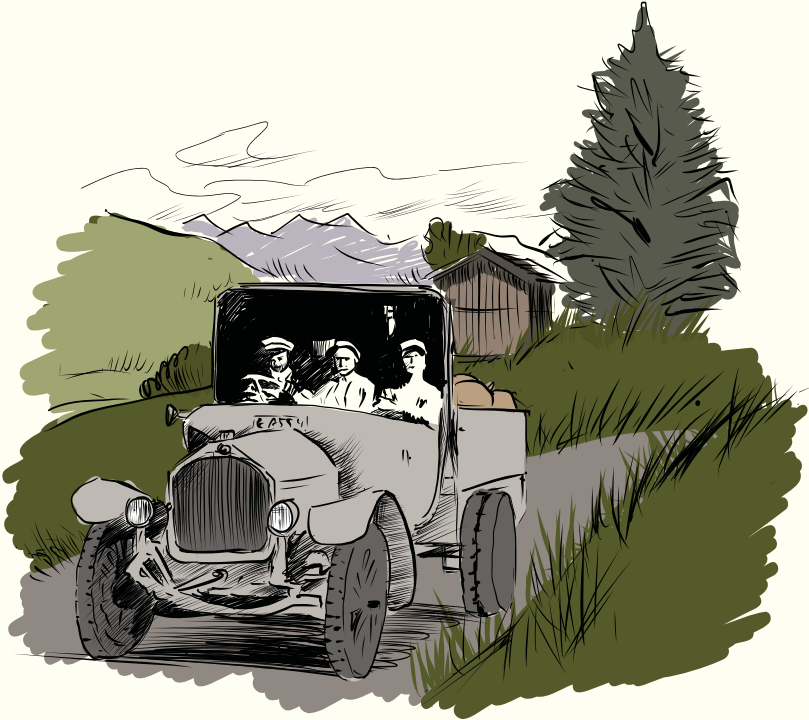
Nur am Sonntag hat's Feigenkaffee gegeben. Die Mama hat melken müssen. Inzwischen hat der Vater den Kaffee gekocht. Er hat aber die Milch für den Kaffee immer anbrennen lassen. Meine Schwester und ich waren dann noch auf dem Zimmer und haben gesagt, na jetzt lässt er schon wieder die Milch anbrennen. Wir haben uns immer auf den Kaffee gefreut. Aber wenn die Milch angebrannt war, ist die große Freude weg gewesen.

Transport

Auswärtige Lebens- und Genussmittel wie Bananen und Bohnenkaffee sind über verschiedene Lieferwege ins Ötztal gelangt. An einen dieser lokalen Transportwege erinnert sich Hedwig Wilhelm aus Heiligkreuz im hinteren Ötztal:



Da ist ein Händler gekommen, der Unterberger aus Innsbruck. Da hat man alles bestellen können. Auch Mehl und Reis. Und die Gasthäuser haben den Unterberger-Kaffee gekauft. Der Unterberger hat die bestellten Waren mit einem LKW nach Zwieselstein gebracht und von dort sind sie an die Haushalte im Venter Tal weiter zugestellt worden.





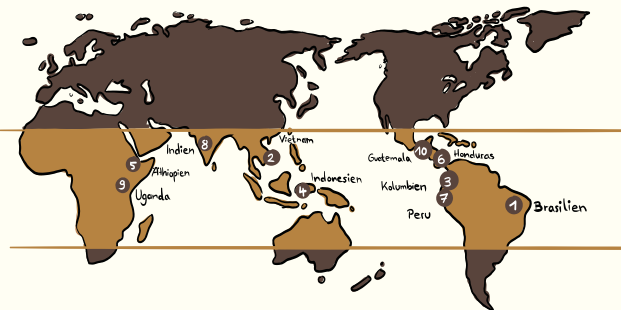
Das von Hedwig erwähnte Unternehmen Unterberger besteht seit 1768 und gilt damit als älteste noch bestehende Kaffeerösterei Österreichs. Julian Schöpf aus Sölden hat die Kaffeemarke Unterberger 2023 übernommen:

Der Unterberger war nicht nur eine Rösterei, sondern auch Kolonialwaren- und Tabakhändler. Außerdem war er mal der größte Spediteur Tirols. Er hat Waren in die Täler hineingebracht, aber auch Produkte herausbefördert. In Innsbruck gab es ein Geschäft in Sichtweite des Goldenen Dachs.

Das Logo von Unterberger Kaffee ist ein Segelschiff. Bis zum Ersten Weltkrieg hat der Unterberger Kaffeebohnen mit Segelschiffen über Triest importiert. Triest war damals einer der wichtigsten Häfen im Mittelmeerraum und mit der Eisenbahn gut an Tirol angebunden.



Durchschnittlich sechs Kilo Kaffee werden in Österreich pro Jahr und pro Kopf aufgebraucht. Das ist so viel wie in kaum einem anderen Land. Da ist es wichtig auf Nachhaltigkeit zu achten. Das betrifft die Herkunft des Kaffees, Transport, Lieferketten und die Produktionsbedingungen in den Anbauländern.



Die Top 10 der kaffeeproduzierenden Länder. Kaffee wächst in Ländern im sogenannten Kaffeegürtel, wo ein günstiges tropisches Klima herrscht.

Wissen

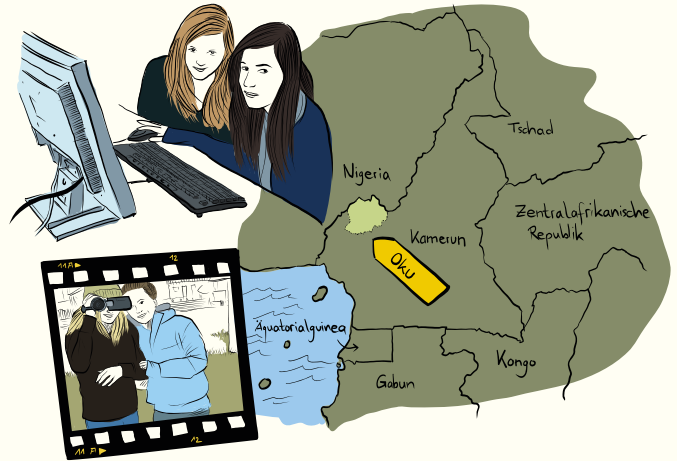
Technische Erfindungen haben in der Hochphase des Kolonialismus dazu geführt, dass die Welt „kleiner“ wurde. Dampfschiff und Eisenbahn verkürzten die Reise- und Transportzeit. Die Telegraphie beschleunigte die Kommunikation. So konnten nicht nur Menschen und Waren schneller von Ort zu Ort reisen, auch Wissen bewegte sich

schneller und über größere Distanzen hinweg. Dabei handelte es sich in den meisten Fällen nicht um einen Wissenstransfer auf Augenhöhe. Menschen in den kolonisierten Gebieten kamen nicht zu Wort. Ihre Perspektiven und Handlungen spielten in der europäischen Geschichtsschreibung über den Kolonialismus lange Zeit keine Rolle.

In einem Schulprojekt von 2012 haben sich Schüler:innen aus Längenfeld intensiv mit der Lebensrealität von Menschen in der Region Oku in Kamerun beschäftigt. Aus dem Projekt sind ein Film und eine Broschüre entstanden.



Die kolumbianische Kulturanthropologin Marcela Torres Heredia beschäftigt sich an der Universität Wien mit der Rolle von Wissen im kolonialen Kontext. Sie macht dabei sichtbar, wie immer noch vorhandene koloniale Muster zu gesellschaftlichen Ungleichheiten führen.



Heute haben wir die Aufgabe, die koloniale Vergangenheit in unserem Alltag aufzuarbeiten. Wir wollen eurozentrische Perspektiven in Frage stellen. Dafür ist es wichtig, sich mit dem Wissen und den Lebensbedingungen von Gemeinschaften auseinanderzusetzen, die sonst im Bildungskontext oft unsichtbar bleiben. Das geht aber nur in einem Dialog auf Augenhöhe.

Um den Alltag der Menschen in Oku kennen zu lernen, waren die Schüler:innen in Kontakt mit der damals 13-jährigen Maiben aus Kamerun. Maiben erzählt, wie ein normaler Tag für ihre Familie aussieht:

Wenn wir am Morgen aufstehen, essen wir die Reste vom Vorabend, oder eine Banane, einen gerösteten Maiskolben, der auf der offenen Feuerstelle in der Küche zubereitet wird, oder ein Stück Zuckerrohr. Das reicht dann, bis wir von der Schule nach Hause kommen. Am Nachmittag helfe ich meiner Mutter auf dem Feld.

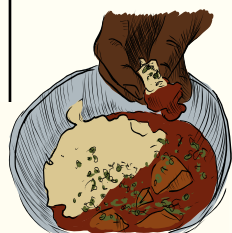


Wir bauen viel Gemüse an. Sehr viel Mais, aber auch Bohnen, Kartoffeln, Blattgemüse, Yam und Kokoyam, das sind Knollenfrüchte. Außerdem noch Zuckerrohr und Planten. Das sind Kochbananen, die in unserer Ernährung nie fehlen.



Bevor es dunkel wird, gehen wir alle nach Hause und meine Mutter kocht die Hauptmahlzeit des Tages. Wir essen täglich Maisfufo. Das ist eine Art Polenta mit gekochtem Gemüse. Nur zu besonderen Anlässen wird eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet. Wir haben fast nur das zu essen, was wir selbst anbauen.

Die Aufgabe meines Vaters ist es, auf unsere Tiere aufzupassen. Wir haben Zwergziegen, Schafe und Hühner. Nur wenige Familien im Dorf haben ein Schwein.



Aber es gibt bei uns immer etwas zu essen im Unterschied zu anderen Familien in Kamerun, die zu wenig Wasser für die Landwirtschaft haben.





Die Menschen in Oku verbrauchen nicht mehr als ihnen die Natur gibt. Wenn jeder Mensch auf der Erde so leben würde wie wir in Österreich, dann bräuchte es 3,7 Erden, um unseren Ressourcenverbrauch zu decken. Deshalb suchen wir heute Wege, um unseren Ressourcenverbrauch wieder zu senken. Altes oder indigenes Wissen kann dabei eine wichtige Rolle spielen, z.B. für eine Kreislaufwirtschaft, regionale Wertschöpfungsketten oder alternative Materialien.

Sprachen

Weltweit werden europäische Sprachen gesprochen. Auch das ist eine Folge der Kolonialzeit. Viele indigene Sprachen wurden dadurch verdrängt. Durch das Lernen einer neuen Sprache kann eine neue Perspektive eingenommen werden. Pepi Sonnweber aus Silz hat von 1969 bis 1972 in der Demokratischen Republik Kongo gelebt und dort Lingala gelernt.

Die erste Zeit im Kongo hatte ich einen Dolmetscher für Lingala, das dort neben Lonkundu die Umgangssprache ist. Mit seiner Hilfe habe ich recht schnell auf Lingala mithalten können. Tikela Malamu heißt zum Beispiel bleib gesund oder mach's gut. Auch das Vater Unser habe ich auf Lingala gelernt.



Scanne den QR-Code,
um dir das *Vater Unser*
auf Lingala anzuhören.

Vier Zeitzeug:innen im Interview

Scanne den QR-Code, um dir die Audios anzuhören.



Kidane Korabza

Nicolas: Kidane, welche Kontakte in die weite Welt hattest du in deiner Kindheit in Äthiopien?

Kidane: Das einzige bis zum Gymnasium, muss ich sagen, die einzige Vernetzung, oder die einzige Berührung mit der Außenwelt war in der Pfarre. Es kamen immer wieder Italiener über die Kapuziner in die Pfarre. Sie haben uns Kekse geschenkt, aus Italien importiert natürlich.

Nach Tirol bist du als Missionar gekommen. Was verstehst du heute unter Mission?

Mein Verständnis von Mission hat sich verändert. Man darf dort Christus verkünden, die Frohe Botschaft vermitteln, wo man ist. Die Sendung geschieht in der Familie, geschieht am Arbeitsplatz, geschieht im Freundeskreis. Ich fühle mich als Missionar, nicht weil ich aus Äthiopien komme, sondern ich bin gesendet durch die Taufe und dort, wo ich bin, versuche ich die Frohe Botschaft zu verkünden. Das ist keine Einbahnstraße, wie es auch oft heißt, sondern Mission ist Geben und Empfangen.

Österreich ist eines der Länder weltweit, in denen am meisten Kaffee pro Kopf getrunken wird. Ich habe gehört, dass die Kaffeebohne aus Äthiopien kommt. Stimmt das?

Ja, also Kaffee kommt übrigens überhaupt aus Äthiopien, aus der Region Kaffa. Das ist im Südwesten von Äthiopien. Der Name kommt von daher: Kaffa – Kaffee.

Welche Bedeutung hat das Kaffeetrinken für die Menschen in Äthiopien?

Es gibt Kaffezeremonien. Das ist eine Zeremonie, wie der Name sagt, man muss sich Zeit nehmen. Also eine halbe Stunde bis eine Stunde solltest du dir eigentlich Zeit nehmen für eine Kaffezeremonie. Wenn jemand stirbt, trifft man sich jeden Morgen



und jeden Abend auf einen Kaffee. In dem Haus, wo der Verstorbene ist, trinkt man zwei Wochen lang Kaffee und oft gibt es auch etwas zu essen. So verbringt man Freude und auch Leid zusammen. Übrigens auch die Kinder. Hier gibst du Kindern keinen Kaffee. Aber in Äthiopien, ein fünfjähriges, sechsjähriges Kind oder so, trinkt Kaffee. Es gehört auch zur Gemeinschaft und wird nicht ausgeschlossen. Ein Kind trinkt auch Kaffee in Äthiopien.

Du lebst nun schon fast zwanzig Jahre in Tirol. Wo fühlst du dich zuhause?

Ich fühle mich hier zuhause. Ich bin auch Österreicher. Also ich habe vor sechs oder sieben Jahren die Staatsbürgerschaft angenommen. Sicher, Äthiopien ist meine erste Heimat, aber Österreich ist einfach meine zweite Heimat. Die Welt ist eigentlich ein Dorf, ein Dörfchen. Wir haben alle eine Herkunft, aber wir sind alle unterwegs. Wir sind alle unterwegs und wir sind nur Gast auf Erden. Es ist wahr, es wird immer Unterschiede geben, aber wir sind voneinander abhängig. Wir gehören alle zusammen.

Mariana Schmidt

Nicolas: Hola Mariana, du bist gerade daheim in Pozuzo in Peru. Schön, dass wir uns dennoch online treffen können. Die Geschichte deiner Familie ist ja ziemlich bunt. Wo kamen deine Vorfahren überall her?

Mariana: Wir haben einen Teil Tiroler, einen Teil Rheinland und einen Teil peruanisch auch. Der Opa kam aus dem Hochland in Peru.

Du warst schonmal in Tirol, oder?

Genau, genau. Ich habe sieben Seasons in Tirol gemacht. Immer im Winter, ab November oder Dezember bis April und dann wieder nach Haus. Halbes Jahr da, halbes Jahr hier.

Was hast du in Tirol gemacht?

Ich war immer im Service. Zuerst habe ich in Kühtai gearbeitet.

Was war das für ein Gefühl in der Region zu leben, von wo ein Teil deiner Vorfahren ausgewandert ist?

Ja, das ist eigentlich sehr sentimental, wenn du nach Tirol das erste Mal kommst. Das ist so wie ein Heimweh, das wir hier haben immer. Tirol ist für uns unsere alte Heimat. Diese Heimat, die viele nicht gesehen haben, aber im Herz tragen. Für mich ist Tirol jetzt mein zweites Zuhause, sage ich immer. Und ich vermisse Tirol so sehr, aber irgendwann muss ich hier auch bleiben.

Wie schaut dein Alltag in Pozuzo aus?

Ich führe ein Restaurant hier. Wir geben nur Frühstück eigentlich und wir machen ein bissl Musik. Deswegen trage ich auch ein Dirndl. Und mein Bruder spielt zum Beispiel das Akkordeon. Ich spiele die Teufelgeige und die Almglocken, die Kuhglocken. Und wir tanzen auch. Mein Bruder oder mit meinem Freund. Eine kleine Show für die Touristen. Das machen wir zum Leben.



Und wie erinnern sich die Menschen in Pozuzo an die Einwanderung der Kolonisten?

Es gibt den Kolonistentag, das ist am 25. Juli, und da feiern wir zuerst in der Kirche und dann gibt es am Nachmittag ein Fest, eine Parade, Musik, Tanz ... Das ist für die Pozuziner, für die Nachkommen der Kolonisten. Touristen kommen an diesem Tag fast nicht.

Wie erinnert ihr in eurer Familie an diese Geschichte?

Hier zu Hause haben wir auch ein Hausmuseum. Und drinnen haben wir alles schön organisiert mit alten Sachen, von den Zimmern, der Küche, vieles Verschiedene. Wir haben auch einen, wie heißt das, ein Zuckerrohr, wie sagt man? Mamá, cómo se dice trapiche en tirolés? [Mariana fragt auf Spanisch ihre Mutter, was „trapiche“ / Mühle auf Tirolerisch heißt.] Die Mama weiß es auch nicht. Also verschiedene Sachen von unseren Vorfahren haben wir dort in unserem Museum. Weil wir wollen, wir wollen, dass die Touristen nicht nur, um Fotos zu machen, kommen, sondern, sondern auch ein bisschen von uns lernen können, über unsere Geschichte, über unsere Kultur.

Und was können wir in Tirol von Pozuzo lernen?

Schwer zu sagen, bissl lockerer zu sein, muss man die Tiroler lernen. [lacht]

Hildegard Falkner

Nicolas: Liebe Hildegard, was war deine Motivation Ende der 1950er Jahre als junge Frau ins Kloster zu gehen?

Sr. Hildegard: Man wollte, irgendwie, eine Berufung. Ich habe mich lange gesträubt, in ein Kloster einzutreten. Aber irgendwie lässt es dir keine Ruhe und plötzlich musst du ja sagen. In ein anderes Land, was anderes sehen und so weiter. Ich bin ja auch sehr reisefreudig, gell, ich war jetzt kürzlich in Indien zwei Wochen. Ich war nicht so die allerfrömmste und nicht die allerbravste. Ich hab da immer was dawider gehabt. Ich hab mir auch gedacht, immer Dasein, immer Folgen, lieber Gott, das wird nicht gut gehen mit mir. [lacht]

Mit nur 25 Jahren bist du als Missionarin nach Kolumbien ausgewandert. In Kolumbien wird Spanisch gesprochen. Wie war es für dich, diese Fremdsprache zu erlernen?

Ich habe relativ leicht Spanisch gelernt, weil ich hab mich nicht gescheut, immer zu reden, gleich ob es richtig oder falsch ist. In einer fremden Sprache hat man das Recht Fehler zu machen. Man sagt drauf los, die lachen einen aus. Das macht doch nichts. Lachst halt mit. Aber man lernt viel schneller.

Kannst du noch Spanisch?

Entonces, yo estaba un año en la casa en Cartagena. Había muchas hermanas. Tenía que aprender español. [Also ich war ein Jahr lang in dem Haus in Cartagena. Es gab viele Ordensschwwestern. Ich musste Spanisch lernen.]

Deine erste Station in Kolumbien, wo du zusammen mit kolumbianischen Kolleginnen als Köchin gearbeitet hast, war also Cartagena, oder?

Das ist noch von den Spaniern her. Da gibt es noch eine schöne Festung und viel so von



der Kolonialzeit Sachen. Ist eigentlich ganz eine schöne alte Stadt.

Neben deiner Tätigkeit als Köchin, warst du in Kolumbien auch viel auf den hohen Vulkanbergen unterwegs.

Ich habe die Eigenschaft, wenn ich irgendwo bin, oder irgendwas nicht kenne, das ich's probieren muss. Und ich probiere alles Unbekannte. Und ich bin auch auf manchen 5000er gestiegen in Kolumbien. Der bekannteste ist der Ruíz.

Ein Ereignis beim Bergsteigen, das dir ganz besonders in Erinnerung geblieben ist?

Und da ist mir mal einer in eine Gletscherspalte gefallen. Ein Schweizer Pfarrer. Man hat noch gesagt, es ist gefährlich am Ruíz. Und wir wollten noch ein Seil mitnehmen. Aber das Seil haben wir nicht gefunden. Da haben wir gesagt, werden wir schon raufkommen. Am Runterweg habe ich gesagt, wir gehen ins Geröll rüber. Ich traue dem Gletscher nicht ganz. Der geht vor mir her und plumps, weg war er. Da habe ich mal geschrien: Bruno! Ja, ich stecke da! Und unten war eine Hütte.

Da habe ich gesagt, ich gehe Hilfe holen. Bleib da. Und dann bin ich runter in die Hütte und da waren drei so Jugendliche, die geführt haben. Und dann haben sie ein Seil runtergelassen. Soweit hatte er nichts gebrochen, nichts gehabt. Wir haben's überlebt. [lacht]

1982 wurdest du von deinem Orden zurück nach Österreich berufen. Seit inzwischen über 30 Jahren arbeitest du als Küchenchefin im Internat Marianum in Bregenz. Denkst du mit deinen 87 Jahren noch nicht an den Ruhestand?

Herta Reindl

Nicolas: Hallo Herta, du bist in einer deutschsprachigen Familie im Banat aufgewachsen, einer Region, die heute teilweise in Serbien liegt. Woher kamen deine Vorfahren?

Herta: Wir waren eigentlich Donauschwaben.

Welche Sprachen hast du in deine Kindheit gelernt?

Meine Eltern sind dreisprachig aufgewachsen. Meine Eltern haben zum Teil ungarische Schulen gehabt. Auf dem Dorf waren rein deutsche Schulen, aber nur Volksschulen. Wenn man ein Gymnasium besuchte, musste man in die Stadt. Aber natürlich lernt man von den Kindern auf der Straße. Ich habe Serbisch auch gesprochen. Aber meine Eltern haben sehr gut Ungarisch gesprochen. Und das war dann die Geheimsprache. Das wollten sie uns nicht lernen, weil man hat vor Kindern früher nichts Unrechtes gesprochen. Und wenn sie etwas gesprochen haben, was wir Kinder nicht haben hören dürfen, dann haben sie Ungarisch gesprochen.

1944 bist du als 12-Jährige mit deiner Familie aus deiner Heimatstadt Pantschowa über

Ich denke, solange ich arbeitsfähig bin, bin ich glücklich, wenn ich hier arbeiten kann.

Trauerst du deiner Zeit in Kolumbien manchmal nach?

Na, und jetzt, Nachtrauern. Es war vieles schön da drüben. Aber, man muss sich irgendwie, da, wo man ist, da sollte man ganz sein, sonst geschieht da nichts. Gescheites und den anderen ist auch nicht geholfen. So ist meine Auffassung, gell.



Wien weiter nach Tirol geflohen. An welche Stationen dieser Flucht erinnerst du dich?

Da habe ich eine nette Erinnerung an eine Wienerin. Ich hab natürlich bei meiner Mama gegessen und hab geweint. Und da fragt eine Wienerin: „Warum weint denn das Kind?“ Da hat meine Mama gesagt: „Na, weil sie Hunger hat.“ Da ist die Wienerin in ihre Wohnung gegangen und hat mir Zwetschkenknödel gebracht. [lacht] Das war meine erste Begegnung mit Wien. Und dann sind wir noch, knapp bevor die Russen dieses Gebiet eingenommen haben, Richtung Tirol. Wir haben keine Ahnung gehabt, wo das liegt. Auf dem Waggon war Kitzbühel gestanden, aber wir haben natürlich nicht gewusst, wo Kitzbühel ist. Wir haben zwar



Lieder gekannt, die Tiroler sind lustig, die Tiroler sind froh, aber wir haben nicht gewusst, wo das ist. [lacht]

In der Nähe von Haiming gab es ein Lager, in dem während der Kriegsjahre Zwangsarbeiter gelebt haben. Dort wurde deine Familie mit anderen Geflüchteten einquartiert. Wie war diese Zeit im Lager?

Das war für uns Jugendliche eigentlich eine schöne Zeit, auch wenn wir zu fünft in einem Raum nur waren. Ich musste mit meinen Brüdern in einem Bett schlafen. Also man kann sich das gar nicht heute vorstellen. Aber wir waren frei.

Du bist nach Imst in die Schule gegangen. Wie wurdest du in der neuen Schule aufgenommen?

Wir waren immer in der letzten Bank. Man hat immer so a bissl Distanz gehalten, bis sie gemerkt haben, man kann arm sein, man kann Hunger haben, aber man kann trotzdem Charakter haben. Man lernt dann inzwischen die Tiroler näher kennen und sie einen und erst wie ich mich in der Klasse ein bisschen profiliert habe, ist man plötzlich auf einen aufmerksam geworden. Und so hat sich dann auch der Kontakt zu den Tirolerinnen ergeben, wie sie gesehen haben, mit denen kann man ja ganz gut umgehen. Und das hat einem sehr gutgetan, dass man plötzlich nicht nur als Flüchtling gesehen wird, sondern einfach als Mensch.

Denkst du noch manchmal an deine Kindheit im Banat?

Das muss man sich so vorstellen. Irgendwie, wenn du deine Heimat verlierst, dann hängst du noch viel mehr dran.

DIE TIROLERIN

Lilee Neururer Imperator über „DIE TIROLERIN“

„Dieses Gemälde ist direkt aus meinem Herzen entstanden. Da ist einfach alles drin, was ich an Tirol so sehr mag. Das Gemälde ist ein Symbol dafür, das eigene kulturelle Erbe zu feiern, egal was andere Leute sagen. Kultur ist das, womit wir aufwachsen. Ich bin mit der Tiroler Kultur aufgewachsen und trage sie tief in meinem Herzen.“

www.lileeimperator.com



Lilee Neururer
„Imperator“

Original:
Acryl auf Leinwand,
80 × 120 cm, 2022

Fine-Art Print
auf Papier,
40 × 60 cm

Foto: Nicolas Bleck

Das Globale im Regionalen

Eric Burton

Element of Crime haben einmal gesungen: „Wo meine Füße stehen, ist der Mittelpunkt der Welt.“ Derzeit stehen unsere Füße hier, im Gedächtnisspeicher Ötztal, in einem Haus, das über fünf Jahrhunderte alt ist; ein Haus, das sozusagen erlebt hat, wie europäische Mächte neue Verbindungen über den Atlantik hinweg knüpften, wie Balthasar Sprenger aus dem Außerfern 1503 im Auftrag der Welser aufbrach, um dann zwei Jahre später mit einer portugiesischen Flotte auf der Suche nach Gewürzen das Kap der guten Hoffnung zu umsegeln. Die Flotte mit 22 Schiffen, mit der Sprenger reiste, fuhr wohl eine ähnliche Route wie Vasco da Gama, als dieser wenige Jahre zuvor auf dem Seeweg Indien erreicht hatte.

Sprenger verfasste einen der ersten Reiseberichte auf Deutsch überhaupt. Er schrieb über Indien und Stadtstaaten an der ostafrikanischen Küste, darunter Mombasa und Malindi, und den florierenden Handel im Indischen Ozean zwischen Mosambik und China, der dort ohne europäisches Zutun stattfand. Kilwa, im heutigen Tansania, war ein weiterer Stadtstaat und eingebunden in diesen Handel. Francisco de Almeida, mit dessen Flotte Sprenger reiste, berichtete in schwärmerischem Ton von dieser Stadt vor der Küste:

„[V]on all den Plätzen, die ich auf der Welt kenne, hat Kilwa den besten Hafen und das schönste Land rundum“, mit einer gerade für die Größe der Insel erstaunlichen Artenvielfalt (so waren etwa Fasane und Granatäpfel anzutreffen) und guten Brunnen. Auch Sprenger schrieb von Kilwa und was mit der Stadt geschah. Almeida war als Unterwerfer gekommen, mit dem Befehl [des portugiesischen Königs], Kilwa zu unterwerfen, so viele „Mauren“ wie möglich gefangen zu nehmen und jene, die sich wehrten, zu vernichten; daraufhin eine Festung zu erbauen.¹ Sprenger beschreibt, was geschah, als die Herrscher Kilwas sich weigerten, Tribut zu zahlen: „So fuhren wir am 24. desselben Monats [Juli] mit ganzer Macht mit acht Schiffen wohl gewaffnet auf einmal ganz unerwartet morgens früh zur Stadt, schossen etliche Heiden zu Tod und plünderten gleich darauf die Stadt und fanden viel Reichtum mit Gold, Silber, Perlen, Edelmetall und kostbarlicher Kleidung und fingen denselben Tag alsbald an, ein Schloß zu bauen.“²

Mit europäischen Wirtschaftsinteressen und zunehmend auch politischen Herrschaftsansprüchen, die nicht zuletzt mit militärischen Mitteln und Kanonenbootdiplomatie durchgesetzt wurden, veränderte sich die

1 Andreas Erhard und Eva Ramminger, *Die Meerfahrt. Balthasar Springers Reise zur Pfefferküste* (Innsbruck: Haymon, 1998), 116.

2 Balthasar Springers Meerfahrt 1505–06, Projekt Gutenberg.

Ordnung der Welt grundlegend. Kilwa verlor seinen Rang als Knotenpunkt des Handels im Indischen Ozean. Die Welser, in deren Diensten der Tiroler Balthasar Sprenger gereist war, begannen wenig später, in den Handel mit versklavten Menschen zu investieren.³

Dieses Haus, in dem wir stehen, hat miterlebt, wie koloniale Eroberungskriege und Weltkriege ausgefochten wurden, wie Segelschiffe und Heißluftballons den Globus umrundeten, und dabei Menschen zu Waren machten, Missionsgedanken verbreiteten, verheerende Krankheitserreger und Waffen transportierten, aber auch Kulturpflanzen wie Mais und Erdäpfel oder später Bananen über die Meere brachten. Schon 1493, mit einem zurückgekehrten Schiff der Flotte von Kolumbus, erreichten die ersten Maiskörner europäischen Boden.

Im Ötztal gilt Mais mittlerweile als Einheimischer und als Teil der Tradition, nicht nur in der Küche, sondern auch in Fasnachtsbräuchen. Die Spuren seiner jahrtausendealten Geschichte und Reisen sind zum Teil verwischt und heutige Bezeichnungen sagen uns mehr über die Routen als über Ursprungsorte: so heißt der Mais hier im Ötztal gemeinhin nicht etwa „Azteke“ oder „Amerikaner“, auch nicht „rumänisches Korn“ wie etwa in Lothringen, sondern „Tirggen“ („Türke“) – denn als sogenannter „türkischer Weizen“ hat er im 17. Jahrhundert über Italien und den Reschenpass kommend Einzug gehalten in der Region, wo er – wie viele Neuankömmlinge – zuerst mit Argwohn betrachtet wurde, sich dann aber in Zeiten



Foto: Ötztaler Museen

von Kriegsnöten, Missernten und schweren Wintern bewährte und seine Herkunft irgendwann keine Rolle mehr spielte, selbst wenn er die Fremdheit weiter im Namen trug.⁴

Der Mais ist nur eines von vielen Beispielen dafür, dass das Regionale und das Globale keine Gegensätze sind, sondern gemeinsam betrachtet gehören. Wie der Historiker Hans Heiss letztes Jahr in einem Interview sagte, gibt es eine „Fülle von Globalitäten im Regionalen“.⁵ Es ist nicht das „kleine“ Lokale hier und das „große“ Globale dort, es sind nicht die großen, alles bestimmenden Prozesse auf der einen Seite, und der konkrete, aber letztlich wenig einflussreiche Alltag auf der anderen.

Lassen Sie mich eine kurze Anekdote aus der Lehre im letzten Semester erzählen, die verdeutlichen soll, was mit dem „Globalen im Regionalen“ gemeint sein kann und warum ich die Ausstellung in diesem Haus als unheimlich wichtig und begrüßenswert erachte. Das Beispiel stammt aus

3 Siehe hierzu auch die Station „Zuckerrohe und Peitsche: Welsergasse“ von Lea Feichter im Stadtplan Innsbruck postkolonial (Hg. von Eric Burton und Konrad Kuhn in Kooperation mit GeoHub/Stadt Innsbruck) erreichbar unter: www.innsbruck.gv.at/innsbruck-postkolonial.

4 Martin Röser, Die Maispflanze, in *Kataloge des OÖ Landesmuseums* Nr. 61, S. 181–188.

5 „...eine Fülle an Globalitäten im Regionalen“. Adina Guarnieri interviewt Hans Heiss, in *Geschichte und Region/Storia e regione* 32/2 (2023), S. 125–131, hier S. 126.



Foto: Norbert Graus

einem Seminar zu zeithistorischen Quellen, in denen es um den Kalten Krieg und die Dekolonisierung geht – beides eher „große“ und „globale“ Themen, die kaum mit der Region Tirol assoziiert werden.

Im Jahr 1987 kam es zu Diskussionen im Innsbrucker Gemeinderat, warum der Innsbrucker Oberbürgermeister Romuald Niescher eine Reise nach Johannesburg angetreten hatte und sich dort, in quasi-offizieller Funktion, von seinem Amtskollegen empfangen ließ.⁶ Franz Klug, Gemeinderat der Alternativen Liste, kritisierte das als de facto Legitimierung des Apartheid-Regimes und wollte auch einen wirtschaftlichen Boykott südafrikanischer Produkte diskutieren.

Im Gemeinderat entbrannte eine leidenschaftliche Debatte über Südafrika und ob die Mehrheitsbevölkerung das Wahlrecht bekommen sollte. Bürgermeister Romuald Niescher verwies darauf, dass er als gläubiger Christ keine Politik guthießen könne, die unweigerlich zu Gewalt und Bürgerkrieg führen würde. Er meinte damit die Einführung eines allgemeinen demokratischen Wahlrechts, das erstmals auch die schwarze



Foto: Marlene Weiß

Bevölkerungsmehrheit einschließen würde. Niescher und andere Politiker versuchten, diese Position zu rechtfertigen. Dazu wurden Menschenrechtsbegriffe gedehnt; antikomunistische und rassistische Argumentationsmuster vorgebracht. Es wurde auch darauf verwiesen, dass selbst in Europa – so in der Schweiz – Frauen erst seit kurzem das Wahlrecht erlangt hatten. So wurde der Ausschluss von Frauen aus dem politischen Raum in Europa zur Rechtfertigung der bestehenden rassistischen Politik in Südafrika herangezogen.

Landeshauptmann Eduard Wallnöfer war ebenfalls präsent an diesem Tag und schaltete sich immer wieder persönlich mit ähnlichen Argumenten sowie unaufgeforderten Zwischenrufen in die Diskussion ein. Dabei war es nicht einmal selbstverständlich, dass Wallnöfer überhaupt eine derart einflussreiche Karriere als Politiker in Tirol machen sollte: er hätte auch gut und gern in Südamerika landen können, allerdings nicht im peruanischen Pozuzo, von dem wir hier in der Ausstellung hören.

6 Stadtarchiv Innsbruck, Protokoll zur 5. Allgemeinen Sitzung des Gemeinderates der Landeshauptstadt Innsbruck am 22./23. Mai 1987, S: 704–730.

In den 1930er Jahren, so Horst Schreiber, soll Wallnöfer angesichts schwieriger Lebensumstände „mit dem Gedanken gespielt haben, nach Dreizehnlinden in Brasilien auszuwandern“, also in die „Tiroler Kolonie unter dem ehemaligen österreichischen Landwirtschaftsminister, Bauernbundobmann und ersten Obmann des Tiroler Antisemitenbundes Andreas Thaler, mit dem Wallnöfer in Kontakt stand.“⁷ Wer weiß, wie eine hypothetische Verlust- und Gewinnrechnung für Tirol und Dreizehnlinden mit dem Verbleib Wallnöfers ausfällt – jedenfalls steht Wallnöfer stellvertretend für viele Personen, die vor allem als lokale oder regionale Figuren gesehen werden, aber doch auch mannigfaltige Bezüge zur Welt hatten und ihr Handeln entsprechend verorteten und rechartetigten.

In dem Seminar haben Studierende das 30-Seiten-Protokoll dieser Sitzung, die in den Medien auch zu dem führte, was heute Shitstorm genannt wird, gelesen und diskutiert. Was manche Studierende laut eigener Aussage am meisten überrascht, hat war die Tatsache, dass hier etwas scheinbar Fernes wie die Apartheid und etwas Globales wie die Anti-Apartheid-Bewegung auch im Lokalen in Innsbruck anzutreffen waren. Es gab Verwunderung darüber, dass diese Fragen auch im Gemeinderat diskutiert wurden – aber im selben Atemzug stellte sich auch die Frage, was denn das kleine Innsbruck nun für eine Relevanz für die so ferne Apartheid haben könnte. Konnte das Lokale etwas für das Globale bedeuten? War das Lokale nah, das Globale fern? Macht es einen Unterschied für „dort“, was Leute „hier“ denken und tun? Ob sie Orangen aus Apartheid-Südafrika kaufen oder nicht? Wie hängen Politik und Alltag, Wissen und Konsum zusammen?

ai amnesty international
imst lädt ein

PODIUMSDISKUSSION:
»SÜDAFRIKA und MENSCHENRECHTE«

Weihbischof **FLORIAN KUNTER**, Erzdiozese Wien,
Bürgermeister **ROMUALD NIESCHER**, Innsbruck,
Univ. Doz. Dr. **MANFRED NOVAK**, Studien- und
Informationszentrum für Menschenrechte
Utrecht, Holland,
Dr. **WALTER SAUER**,
österreich. Antipartheidbewegung, Wien

Diskussionsleitung:
Dr. **WOLFGANG DIETRICH**, ci/imst

Freitag, 17. Juni 1988
20.00 Uhr, IMST, Pfarrsaal
Auf Anregung von ai/imst
läuft vom 17. - 21. Juni im Kino Imst auch
Richard Attenborough's (Gandhi-Regisseur):
»SCHREI NACH FREIHEIT«
(Südafrikaproblem)

Eintritt frei
Freiwillige Spenden zugunsten ai erbeten

ÖTZALDRUCK PIRCHER
ALAN ÖTZAL, KIRCHEN
05246 818
KIRCHENSTRASSE 2

Impressum: Dipl.-Ing. Urs Hinderer-WILL, Bollgasse 7, 5400 Imst

Ich halte es für enorm wichtig, diesen erlernten Gegensatz von lokal und global aufzubrechen: die wirksamsten Grenzen waren und sind nicht Gebirgsketten oder Ozeane – die ja tatsächlich häufig Kontakt- und Verbindungsräume waren – sondern jene Grenzen, die Menschen selbst schaffen.

Ausstellungen wie Ötzal weltweit leisten einen wichtigen Beitrag dazu, diese geschaffenen Grenzen und damit verbundene Hierarchien sichtbar zu machen und wieder zu hinterfragen.

Nicolas Bleck, der Kurator dieser Ausstellung, hat sich neben dem Konzipieren dazu noch eine Reihe anderer Hüt aufgesetzt: er hat die aufwendige Forschung, die das Rückgrat dieser Ausstellung bildet, selbst betrieben. Hat mit Einzelpersonen und Gruppen Oral History-Interviews

geführt und so Lebensgeschichten aufgezeichnet. Er hat diese Lebensgeschichten in Illustrationen mit einem Blick für Details und mit großem Respekt für die Menschen interpretiert und in Beziehung gesetzt zu den großen Themenfeldern Glaube, Waren und Wissen, und weist dabei auf Ungleichheiten hin, die ihren Ursprung in kolonialen Beziehungsmustern haben und bis heute fortwirken. So entsteht ein vielstimmiges Mosaik, das uns auch etwas über unseren eigenen Alltag im Ötz-, Ziller- oder Inntal sagt, wenn wir den Tag mit einem Kaffee beginnen.

Wird das Ötztal nun etwas anderes, wenn wir es durch diese Lebensgeschichten betrachten? Wovon ist es ein Teil? Von Tirol? Von Österreich? Von Europa? Vom Westen? Oder auch gleichzeitig von Pozuzo in Peru, von Südafrika, von globalen Warenströmen, Hierarchien und Netzwerken? Wie sehen wir „Die Tirolerin“, die die Streetart-Künstlerin Lilee Neururer mit ihrem gleichnamigen Gemälde geschaffen hat? Was sagen unsere Reaktionen auf das Bild über unsere Vorstellung von Tirol und seiner Bevölkerung? Handelt es sich hier um etwas Regionales, etwas Globales – oder beides?

Mit anderen Worten: Wie verorten wir das Ötztal, nachdem wir diese Ausstellung gesehen haben? Gab es auch hier, wie in Innsbruck, Debatten über die Apartheid und Gruppen von Aktivist:innen, die versuchten, etwas an bestehenden Handelsmustern und Denkweisen zu ändern? Zumindest eine größere Diskussion im öffentlichen Raum ist dokumentiert, ein Tal weiter, im Pitztal. Etwa ein Jahr nach Bürgermeister Nieschers Reise nach Südafrika organisierte die Imster Zweigstelle von Amnesty International eine hochrangig besetzte Podiumsdiskussion,

in der Niescher mit dem Wiener Erzbischof Florian Kunter, dem international tätigen Juristen und Menschenrechtsanwalt Manfred Novak sowie Walter Sauer, dem Vorsitzenden der österreichischen Anti-Apartheid-Bewegung, debattierte. Entgegen den Argumenten dieser drei Männer hielt Niescher an seiner Position fest, dass die schwarze Bevölkerung „noch nicht die Reife besitze“ zu wählen.⁸

In viele Fäden der Weltgeschichte sind Tirol und das Ötztal eingewoben – und umgekehrt. Die Ausstellung macht einige dieser Fäden sichtbar und erlaubt uns, ihnen zu folgen, denn für eine Weltreise ist es nicht immer notwendig, den Fuß auf ein Schiff zu setzen oder die Haxen zwischen zwei enge Reihen von Flugzeugsitzen zu zwängen.

Laut den Wegweisern unten sind es zu Fuß 118 Tage bis Südkorea, aber nur 5 Sekunden bis zur Ausstellung. Ich wünsche Ihnen viel Freude dabei, wenn die Füße nun Ihre Augen und Ohren zu den verschiedenen Stationen bringen und sich der Mittelpunkt der Welt mit jedem Schritt ein wenig verschiebt und in Bewegung bleibt. Wie sagt Kidane Korabza, seit 2019 Pfarrer von Silz, zugleich Tiroler, Österreicher sowie Äthiopier, und einer der Protagonisten dieser Ausstellung: „Wir haben zwar alle eine Herkunft, aber wir sind alle unterwegs“.

(Anmerkung: Nach dem Vortrag wurde von mehreren Seiten moniert, er sei zu kurz ausgefallen. Ich habe meine Aussagen daher nachträglich, auf dem Rückweg von einer Konferenz und Archivaufenthalt in Johannesburg Ende Juni 2024, 27 Jahre nach der viel diskutierten Reise Nieschers, mit weiterem Material unterfüttert.)

8 „Konfrontation über Südafrika und Menschenrechte“, Tiroler Tageszeitung, 20.6.1988, SADOCC-Archiv, Wien.

Impressionen



Ausstellungseröffnung am 12. Juni 2024. Fotos: Öztaler Museen



Äthiopische Kaffeezeremonie mit dem Verein Birhanethiopia im Gedächtnisspeicher am 19. Juli 2024.



Führungen durch die Ausstellung am 25. Juni und 23. Juli 2024. Fotos: Welthaus der Diözese Innsbruck



Fragen zum Weiterdenken und Mitgestalten



Schnapp dir einen Stift und werde selber kreativ. Auf den folgenden Seiten ist Platz, dass du deine Gedanken zur Ausstellung aufschreibst oder aufmalst.

Welche weltweite
Geschichte fällt dir zu
deinem Zuhause ein?

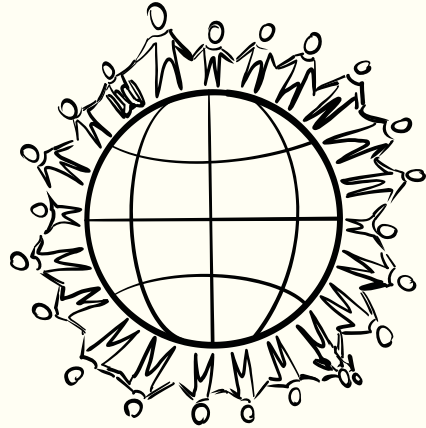


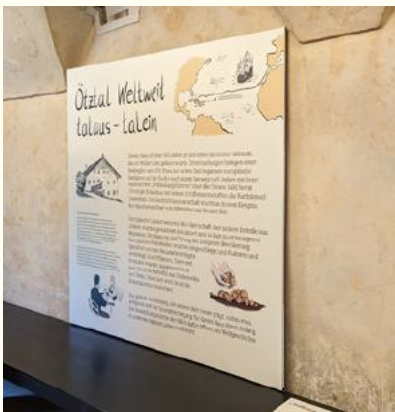


Woher kommen die Dinge, die
du bei dir oder an dir trägst?



Was nimmst du von
der Ausstellung mit?





Direkt oder indirekt am Projekt beteiligt, von rechts:
Eröffnungsredner Eric Burton (Uni Innsbruck), Fördergeber
Christian Drechsler (Land Tirol), Grafikerin Ines Graus
(blickfisch), Julia Stabentheiner (Leiterin Welthaus),
Historikerin Verena Sauermann (Ausstellungsteam Ötztaler
Museen), Kurator Nicolas Bleck (Welthaus Innsbruck), Edith
Hessenberger (Leiterin Ötztaler Museen). Foto: Norbert Graus

IMPRESSUM Ausstellung

Kuratierung, Texte & Illustration:
Nicolas Bleck (Welthaus Innsbruck)

Lektorat:
Verena Sauermann (Ötztaler Museen)

Ausstellungsgestaltung und Grafik:
Ines Graus (blickfisch)

Kooperationspartner:
Ötztaler Museen

Ausführende Firma:
Druckwerkstatt Klaus Egger & Team

Für ihre Unterstützung bedanken wir uns bei:

Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und
Interviewpartner:innen
Ötztaler Chronistinnen und Chronisten
Stadtarchiv Innsbruck
Brennerarchiv
Projektteam „Innsbruck Postkolonial“
Eric Burton (Institut für Zeitgeschichte
der Universität Innsbruck)
Team Globo
Andreas Exenberger (Institut für Wirtschaftstheorie,
-politik und -geschichte der Universität Innsbruck)
BananaLink
Alexandra Rangger für Fotovorlagen
Jan Nimmo für Bildvorlagen
Naima Tiné für Textanregungen

Fördergeber:

Land Tirol und Dreikönigsaktion
der Katholischen Jungschar



IMPRESSUM Broschüre

© 1. Auflage 2024, Herausgeber: Welthaus der
Diözese Innsbruck, Heiligegeiststraße 16, 6020 Inns-
bruck, T. +43 512 7270 6801, welthaus@dibk.at,
www.welthaus-innsbruck.at

Illustration: Nicolas Bleck, www.nicolas-bleck.de

Grafik: Ines Graus, www.blickfisch.at

Druck: Hernegger Offsetdruck GmbH, Innsbruck



Was haben Kamerun, Südkorea oder Brasilien mit dem Ötztal zu tun? Eine ganze Menge. In der Ausstellung Ötztal Weltweit. Talaus – talein erzählen Zeitzeug:innen aus der Region von den vielen Verbindungen des Tals in die weite Welt. Geschichten vom vermehrten Aufkommen kolonialer Waren wie Bananen und Bohnenkaffee, vom Ein- und Auswandern, von Missionar:innen und dem Flachsanbau zeigen, wie das Ötztal schon früh Teil einer vernetzten Welt gewesen ist und ermuntern darüber nachzudenken, wo Weltgeschichte in unserem eigenen Leben vorkommt.

